



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: England und Rußland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem sich die Königin widersetzte. Die Sache erregte damals ein größeres Aufsehen, als sie verdiente; für den Gang der Regierung wäre der Einfluß, den die beiden Damen hätten ausüben können, von keiner Bedeutung gewesen. Peel jedoch verzichtete lieber auf eine Kabinettbildung, als daß er von seiner Forderung abgestanden wäre, und Melbourne mußte die Zügel wieder ergreifen. Thatsächlich hatten der Königin autokratische Anwandlungen ferngelegen. Was sie empörte, war nur, daß sie gehalten sein sollte, mit jedem Kabinettswechsel auch ihre persönliche Umgebung und ihre Freundinnen zu wechseln. Später aber ließ sie Änderungen in der Besetzung der obersten Stellen ihres Haushalts zu, gab also nach.

Nichts zeigt den Stand der königlichen Macht in England besser als dieser Einfluß der Politik auf den Hofstaat. Die Oberhofmeisterin (Mistress of the Robes) hat im königlichen Kleiderschrank so wenig eine politische Aufgabe zu erfüllen, wie der Oberstallmeister bei den Pferden. Aber je nach der Regierung werden die Kleider konservativ oder liberal aufgehängt und die Pferde konservativ oder liberal gestriegelt. Die großen Hofämter mit ihren Gehalten gelten als rechtmäßige Beute der herrschenden Partei, und die persönlichen Gefühle des Monarchen kommen dabei nicht in Betracht. Folgerichtig hat der Träger der Krone auch in der Besoldung der einzelnen Stellen keine Stimme. Er darf die Zwillliste nicht verwenden, wie ihm beliebt. Jedem freien Briten ist erlaubt, sein Einkommen, und wo kein Fideikommiß besteht, auch sein Kapital zu vergeuden, ohne daß sich jemand dreinzumischen das Recht hat. Es ist nach britischem Gesetz nicht möglich, einen offenkundigen Verschwender zu entmündigen, wie anderswo geschieht. Bloß der arme König wird wie ein Minderjähriger behandelt, dem man nicht zutraut, einen eignen Haushalt zu führen. Das Parlament setzt genau fest, wie die Gelder der Zwillliste zu verwenden sind, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil ist der parlamentarischen Spürnase vorenthalten und der freien Verfügung des Königs überlassen.

(Schluß folgt)



England und Rußland



icht zum erstenmal taucht der Gedanke auf, zwischen den beiden größten Reichen der Gegenwart eine Verständigung herzustellen. Zarte Hände haben in Kopenhagen schon oft an diesem Gespinnst gesponnen, und jüngst hat eine der angesehensten englischen Monatsschriften, die National Review, einen wohlüberlegten Vorschlag für ein solches Einvernehmen gemacht. Im äußersten Osten

soll Rußland die Mandschurei und die Mongolei, England das Tangtschthal, Japan Korea als seine „ausschließliche Einflußsphäre“ behaupten, im türkisch-griechischen Orient soll Rußland den status quo in Ägypten, also die englische Okkupation, anerkennen, England dagegen den Russen in Kleinasien freie Hand lassen; in Persien will England eine russische Eisenbahnlinie nach einem Hafen des Persischen Golfs zulassen, unter der Bedingung, daß auch hier der status quo nicht geändert werde. Das bedeutet also: eine friedliche Teilung Chinas und der asiatischen Türkei zwischen England und Rußland und die tatsächliche Auslieferung Persiens an Rußland, mit Ausschluß jeder dritten Macht. Ein Bündnis darüber hinaus ist nicht beabsichtigt, wohl aber soll bei einem englisch-deutschen Kriege Rußland, bei einem russisch-deutschen Kriege England neutral bleiben, jede der beiden Mächte also der andern in Europa freie Hand lassen.

Es liegt eine gewisse Naivität in der Ansicht, ein so tiefer, welthistorischer Gegensatz, wie er seit fast einem Jahrhundert zwischen England und Rußland besteht, lasse sich durch einen Vertrag aus dem Wege räumen. Von einer solchen Anschauung gingen auch die fürstlichen Damen aus, die in dem Vertrage von Olmütz 1850 „ein glückliches Einvernehmen der Familien“ sahen und sich dann entsetzten, als 1866 das Schwert das Verhältnis ordnete, gründlicher, dauerhafter als damals die Feder. Unendlich umfassender und tiefer als damals der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich ist heute der Gegensatz zwischen England und Rußland, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Herrschaft über Asien, um Sein und Nichtsein der britischen Weltmacht, die am Besitz Indiens hängt. Über einen solchen Preis verständigt man sich nicht; man kann gezwungen — auch ohne Krieg — darauf verzichten, aber man giebt ihn nicht freiwillig aus der Hand. Und Rußland ist hier von vornherein im Vorteil. Denn in Indien herrschen die Engländer nur, sie kolonisieren nicht, sie stehn als eine herrschende Kaste, als Soldaten, Beamte, Kaufleute, als eine dünne Schicht von ein paarmalshunderttausend Köpfen über den ungezählten Millionen der eingebornen Bevölkerung, ihnen fremd in Sprache, Religion, Anschauung und Sitte, mit dem abweisenden Stolz einer überlegenen Kaste. Sie haben unzweifelhaft den Indern die beste Regierung gegeben, die diese jemals gehabt haben, und unter fremder Herrschaft hat die ungeheure Halbinsel fast immer gestanden; aber ebenso unzweifelhaft regieren die Engländer Indien doch nicht um Indiens willen, sondern um ihrer selbst willen, sie beuten den Reichtum des Landes, direkt und indirekt, durch Steuern, Gehalte, Pensionen, Unternehmergewinn derart aus, daß der größte Teil dessen, was es aufbringt, nach England abfließt. Die Folgen eines Verlustes von Indien wären also schon in finanzieller Hinsicht gar nicht auszu-denken, aber eine Notwendigkeit, daß gerade die Engländer in Indien zur Herrschaft gelangten, gab es nicht. Wäre im achtzehnten Jahrhundert das Los der Waffen anders gefallen, so würde heute dort, wozu schon ein guter Anfang gemacht war, ein französisch-indisches Reich bestehn; denn Indien und

Kanada sind nicht nur bei Plassy und Quebek, sondern auch bei Roßbach und Leuthen erobert worden, und wäre Deutschland im siebzehnten Jahrhundert eine Macht gewesen, hätte es sich nicht in selbstmörderischen Kriegen verblutet, so könnten heute zwar nicht, wie der wackre alte Möser in Osnabrück träumte, Ratsherren von Hamburg und Lübeck, wohl aber ein kaiserlich deutscher Vizekönig in Kalkutta gebieten. Damals haben die drei Millionen Niederländer auf der hinterindischen Inselwelt ein großes Reich begründet. Nicht anders würden die Engländer in China herrschen, als Beamte, Soldaten, Kaufleute, Unternehmer; von einer wirklichen Kolonisation kann ja in diesem überfüllten Lande gar keine Rede sein, so wenig wie in Indien.

Ganz anders die Russen. In Zentralasien, in Sibirien, im äußersten Osten herrschen und kolonisieren sie zugleich. Mit ihren Garnisonen, Eisenbahnen und Flußdampfern schieben sie ihre Bauern- und Handwerkerkolonien unaufhaltsam vor, hier nach der afghanischen und persischen Grenze, dort bis an den Großen Ozean. Sie treten nirgends als die herrschende Rasse auf, oder vielmehr, sie beanspruchen als Russen kein Vorrecht vor den Eingebornen, sie fühlen sich genau so als gehorsame Unterthanen des „weißen Zaren“ an der Newa, wie diese ihm unterworfen sein sollen; sie nehmen Männer aller Stämme, ohne nach Nationalität oder Religion zu fragen, bereitwillig in ihre Dienste, sobald sie geeignet sind und Russisch verstehn. Selbst der russische Bauer, der Muschik, verträgt sich mit den Asiaten vortrefflich. Denn er ist selbst in theokratisch-absolutistischen Begriffen aufgewachsen, nach Anschauung und Sitte und nach seiner Kulturstufe ein halber Asiat, und gerade auch diese niedrige Kultur, die ans Leben geringe Ansprüche stellt, unter Umständen mit einer dürftigen Holzhütte, Kwas, Schnaps, Thee und Brot zufrieden ist, macht den Russen zu einem vorzüglichen Kolonisateur. Es klingt sonderbar, aber es ist so: je höher die Kultur eines Volkes steht, desto weniger eignet es sich zur Gründung von Ackerbaukolonien, weil die Ansiedler viel zu verwöhnt sind, als daß sie ohne gewisse Kulturgüter zu leben und die schweren Entbehrungen einer ersten Festsetzung inmitten der Barbarei jahrelang gleichmütig zu ertragen vermöchten. Dasselbe gilt vom russischen Soldaten, der an blinden Gehorsam, Ausdauer und Anspruchslosigkeit kaum seinesgleichen findet, während der englische Söldner in Asien ohne Dienertroß gar nicht denkbar ist. So sind die Russen da, wo sie in Asien einmal Fuß gefaßt haben, niemals vertrieben worden, denn sie schlagen feste Wurzeln im Lande. Die Engländer würden dagegen durch militärische Niederlagen aus Indien spurlos hinausgefragt werden. Auch ist das Drängen der Russen nach dem offenen Ozean etwas ganz natürliches, gerade so natürlich, wie zur Zeit Peters des Großen das Vordringen nach der Ostsee, unter Katharina II. das Vordringen nach dem Schwarzen Meere. Das ungeheure Reich muß für seinen Bodenreichtum und seine Industrieerzeugnisse, für die es im hochkultivierten Europa gar keinen oder nicht genügenden Absatz findet, freie Bahn haben im halb oder ganz barbarischen Osten. Schon hat es eisfreie Häfen am Großen

Ozean, und es ist auf dem Wege, sich eine Eisenbahnverbindung durch Persien nach dem Indischen Ozean zu schaffen. Seine Eisenbahnen und Garnisonen sind bis an den Fuß der iranischen Grenzgebirge vorgerückt; ein Befehl des Zaren, und Herat, der Schlüssel Afghanistans, liegt in seiner Hand. Schon herrscht der Einfluß Rußlands in Persien derart, daß nach dem Urteile Kundiger „Englands Zukunft im Lande vorbei ist, vorbei vom Golf bis an den Kasp, von den Alpen Kurdistans bis zur Pforte von Indien.“ Sobald vollends die geplante Eisenbahn von Mesched aus nach dem östlichen Persien (Sejistan) hineingeführt ist, können die Russen von dort und von Herat aus Indien erreichen, und „der Besitz Indiens für England hängt nicht mehr daran, ob es die Russen am Einmarsch über den Indus verhindern kann, sondern nur noch daran, ob der Zar den Entschluß faßt, marschieren zu lassen oder nicht.“

Steht es so in Asien, was bietet dann jener Verständigungsvorschlag den Russen? Nichts, was sie nicht schon hätten oder nächstens haben werden, oder was ihnen minder wichtig ist, wie Kleinasien, das jetzt keineswegs im Vordergrund ihrer Politik steht. Denn England wird sie weder aus Nordchina noch aus Persien verdrängen. Von Indien aber schweigt der Vorschlag bezeichnenderweise ganz. Glaubt sein Urheber, daß die Russen den Gedanken daran aufgegeben haben, oder treibt er die furchtame Selbsttäuschungspolitik des Vogels Strauß?

Doch — ein lockendes Anerbieten wird Rußland gemacht: die Neutralität Englands in einem russisch-deutschen Kriege. Man muß in England einen solchen Krieg für sehr wahrscheinlich halten, wenn man glaubt, schon die bloße Neutralität Großbritanniens, nicht etwa sein Bündnis, sei für Rußland wertvoll genug, daß es mit so bedeutenden Zugeständnissen erkaufte werden müßte, und ohne Zweifel stellt man sich vor, daß in einem solchen Falle Frankreich sofort auf Rußlands Seite treten würde. Auch wir bezweifeln das durchaus nicht, trotz der unfraglichen Friedensliebe des französischen Volks, denn im entscheidenden Augenblick ist es immer von den Schreibern der Hauptstadt in der Kammer und in der Presse bestimmt worden, und sobald diese den Ruf nach Revanche erhoben, würde es heute nicht anders gehn. Aber wir wüßten nicht, was Rußland in absehbarer Zeit zu einem Kriege gegen Deutschland veranlassen sollte. Das in monarchischen Staaten so wichtige persönliche Vertrauensverhältnis der Monarchen ist durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser vor Danzig aufs neue befestigt oder bestätigt und in dem Ritt unsers Kaisers nach dem abgebrannten russischen Grenzstädtchen Wyschiten in ungewöhnlicher, aber sicherlich wohlberechneter Weise vor aller Welt betont worden. Nirgend, weder in Zentralasien noch in China tritt Deutschland den russischen Bestrebungen in den Weg; auch das Jangtseabkommen mit England hat sie ganz außer Spiel gelassen. Der Vertragsentwurf der National Review setzt voraus, daß die deutschen Eisenbahnbauten in Kleinasien und Mesopotamien bis zum Persischen Golf die russischen Absichten kreuzten. Da diese aber heute gar

nicht auf die Zerstörung der Türkei, sondern eher auf ihre Erhaltung und Beherrschung für russische Zwecke gerichtet sind, so kann ihnen ein deutsches Bahnnetz, das doch auch dem russischen Handel zu gute kommt, nicht unwillkommen sein, um so weniger, als dieses den englischen Bestrebungen am Persischen Golf Konkurrenz macht; und auch wenn die Russen diese Bahnen vielleicht lieber selbst bauten, so sind, sagt einer der besten Kenner Vorderasiens, Paul Rohrbach, der jetzt wieder in den Preussischen Jahrbüchern eine Reihe höchst interessanter Aufsätze über Mesopotamien und Persien gebracht hat, „die Interessen unsers östlichen Nachbarn so groß, daß es ihm ernsthaft auf gewichtige Zugeständnisse uns gegenüber gar nicht ankommen darf, wenn er in der Hauptfrage sich bewußt sein kann, was uns betrifft, vollkommen sicher zu gehn.“ (In Turan und Armenien. Berlin, Stille, 1898.) In Europa aber giebt es jetzt schlechterdings keine Frage, die Rußland und Deutschland entzweien könnten; ja Rußland leistet uns hier den großen Dienst, daß es Frankreich sozusagen an die Kette gelegt hat.

Aber gesetzt den unwahrscheinlichen Fall, Rußland und Frankreich griffen uns an, wäre dann ihr Sieg so sicher, auch mit Hilfe der englischen Neutralität? Ein solcher Doppelangriff würde den ganzen Dreibund unter Waffen rufen, und das Gleichgewicht der Kräfte zu Lande sofort herstellen, zur See aber würde mindestens die Hälfte der französischen Flotte im Mittelmeer gebraucht werden, und was sie uns dann mit der russischen Ostseeflotte im Norden entgegenstellen könnte, dem würden wir vielleicht gewachsen sein. Den Dreibund aber vorher zu sprengen dürfte nicht so leicht sein. Die einzige Macht, deren Ablösung in Aussicht zu nehmen wäre, würde Italien sein. Aber Italien würde zu einem Vasallen Frankreichs herabsinken, wenn es am Dreibund keine Anlehnung mehr fände, was die Italiener sehr genau wissen, und England bedarf der italienischen Flotte im Mittelmeer, wie dieses der englischen, um dort den Franzosen, vielleicht auch den Russen, wenn deren Schwarzmeerflotte durch die Meerengen kommen kann, die Wage zu halten. Und welches Interesse hätte Rußland daran, Deutschland zu brechen? Es gab eine Zeit, wo russische Offiziere meinten, der Weg nach Wien und Konstantinopel führe durch das Brandenburger Thor. Sie haben seitdem wohl gefunden, daß der Weg nach der alten byzantinischen Kaiserstadt von Sebastopol aus kürzer und bequemer ist, und daß der Marsch nach Indien sehr viel mehr lohnt. Jedenfalls würde Rußland, wenn es das Deutsche Reich zerstörte, eine Macht zerstören, die es ihm erleichtert, das Gleichgewicht gegen England zu halten, und die unter Umständen sein Bundesgenosse sein kann.

Daß dagegen das vorgeschlagene Abkommen für England sehr große Vorteile bieten würde, liegt auf der Hand. Die Alleinherrschaft über das Sanktsethal hat es eben noch nicht, während die Russen in der Mandschurei und Mongolei schon ganz fest stehn; es will sie erst gewinnen, und müßte dazu erst Deutschland aus seiner chinesischen Position verdrängen, was ihm

höchstens mit russischer Hilfe möglich sein würde, denn gutwillig räumen wir weder Schanghai noch Tsingtau. Der status quo am Persischen Golf ist England am bequemsten, weil er seine Herrschaft dort bedeutet, und in Ägypten fühlt es sich nicht sicher, denn das Nilland kann auch zu Lande angegriffen werden, und England würde schwerlich imstande sein, es auch nur gegen eine gut geführte türkische Armee zu halten, der wahrscheinlich eine Erhebung der Muhammedaner zu Hilfe kommen würde. Auch über das alles hinaus würde für England eine friedliche Verständigung mit Rußland, und wenn sie nur zehn Jahre hielte, vorteilhaft sein. Es wäre jeder Befürchtung für Indien, die eingestandener oder nichteingestandnermaßen immer wie eine drohende Wetterwolke über England hängt, enthoben und hätte freie Hand gegen Deutschland und Frankreich. Es könnte dann etwa seinen Einfluß in Marokko zum herrschenden machen und Tanger nehmen, dessen Besitz erst seine Herrschaft über den Eingang des Mittelmeers ganz sichern würde, denn Gibraltar allein genügt dazu heute nicht mehr; es könnte bei günstiger Gelegenheit über uns herfallen, ohne von Rußland gestört zu werden. Aber zur See allein kann Deutschland nicht besiegt werden, und die englische Armee kommt gegenüber der deutschen wenig in Betracht. Wollte deshalb England die Hilfe Frankreichs gegen uns erkaufen, dann müßte es ihm wieder auf kolonialem Gebiet Zugeständnisse machen und wäre doch des Sieges nicht sicher, denn mit Frankreich werden wir auch allein fertig, und das wissen die Franzosen. Und für den Fall, daß wir erliegen sollten, würde England eine Macht vernichtet haben, die ihm wirtschaftlich unbequem sein mag, aber ihm unter Umständen als Bundesgenosse wertvoll sein kann, und es würde mit der Zerstörung des deutschen Wohlstandes seinem eignen Handel einen schweren Schlag versetzen.

Es ist eben nicht anders: dieses Deutschland hält die Wage des europäischen Gleichgewichts in starker Hand, es liegt wie ein großer Isolierkörper in der Mitte des Weltteils zwischen geladenen elektrischen Kraftmaschinen und kann sich jeden Augenblick, wenn es berührt wird, selbst Funken sprühend in eine solche verwandeln. In dieses Verhältnis wird man sich allerorten finden müssen, auch in England. Die Aufgabe, die Europa seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigte, das Gleichgewicht seiner großen Mächte zu begründen, und die erst durch die Erneuerung des Deutschen Reichs völlig gelöst wurde, ist in erweiterter Form wiedergekehrt. Es gilt heute, ein Gleichgewicht der Weltmächte herzustellen. Damals war Frankreich zweimal der Gegner, weil es ein unnatürliches, dem Geiste der modernen Welt widerstrebendes Übergewicht auf dem Festland erstrebte, und England hatte die Führung im Kampfe. Heute übt England zur See und im Welthandel ein so ungeheures Übergewicht aus, daß es zu den aufstrebenden Mächten in einen ähnlichen Gegensatz geraten ist wie damals Frankreich. Aber dieser Gegensatz ist wesentlich wirtschaftlich, nicht politisch wie jener, er braucht also keineswegs mit politisch-militärischen Mitteln, durch kriegerische Zusammenstöße entschieden zu werden. Der Einsatz bei einem solchen wäre in der That so groß, daß er den etwaigen Gewinn weit

übertreffen würde; er kann auch in friedlichem Wettkampf, der freilich nicht eines politisch-militärischen Rückhalts entbehren kann, gelöst werden. Zu solcher Erkenntnis sollte man allerseits kommen, und man sollte also auch vermeiden, Schreckbilder von Bündnissen zu kriegerischem Zweck an die Wand zu malen und die Nationen gegenseitig zu verbittern. Aus diesem Grunde stehn wir auch den neulichen Entriistungssammlungen in Deutschland, die sich gegen Mr. Chamberlains unvorsichtige Äußerungen richteten, mit recht gemischten Gefühlen gegenüber; denn so gerechtfertigt wir die Abwehr grundloser Anschuldigungen finden, diese Kundgebungen haben oft weit über das Ziel hinausgeschossen, indem sie einer allgemeinen Feindseligkeit gegen England zum Ausdruck verhalfen. Wir sollen den Engländern ruhig und fest erklären: Wir werden unser Ziel, als gleichberechtigte Weltmacht geachtet und berücksichtigt zu werden, energisch weiter verfolgen, und wir fürchten uns vor euch nicht; aber wir sollen ihnen nicht fortwährend zurufen: Wir hassen und verabscheuen euch.

*



Böcklin



ie es berühmten Sterblichen zu geschehn pflegt, wenn sie aus dem Leben scheiden und eine Welle von Nachrufen und Gedächtnisfeiern ihren Namen emporhebt, daß ihr Bild hoch und höher über Menschliches hinaus steigt, so war es auch nach Böcklins Tode eingetreten — hörten wir doch z. B. mit eignen Ohren einen Festredner beginnen: Er ist nicht gestorben, nein, er lebt, lebt unter uns usw. —, und nun liegt es schon lange hinter uns. Bald nach jenen Tagen, als Böcklins Name durch alle Blätter rauschte, erschien auch ein Buch von länger dauerndem Wert, auf das wir heute zunächst hinweisen möchten, es sind die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Berliner Porträtmalers Rudolf Schick aus den Jahren 1866, 1868 und 1869 (Berlin, Fontane u. Komp., 1901). Diese sich über fünfhundert Tage erstreckenden, höchst interessanten Mitteilungen wurden zuerst einige Jahre nach Schicks 1887 erfolgtem Tode im vierten und fünften Bande des Pan veröffentlicht, und wir sind ihnen damals mit aller Aufmerksamkeit, die so sachlich treue und ausführliche Dokumente verdienen, gefolgt (1898, IV, S. 362; 1899, II, S. 595; 1900, IV, S. 227) — jetzt füllen sie, vervollständigt und durch spätere Zusätze ergänzt, einen schönen Band von 430 Seiten, mit einem äußerst sorgfältigen dreifachen Register von Casar Glaischen. Ein sehr nützlich Buch also und zum Verständnis Böcklins geradezu unentbehrlich. Die Vorrede erwartet allerdings den vollen Nutzen dieser Bekenntnisse und ein Geschlecht, das ihrer wert ist, erst von der Zukunft. Käufer der Gegenwart